

# M A R T F E L D E R SCHLOSSGESPRÄCHE

Professor Dr. Franz Walter:

Neigt sich die Ära  
der Volksparteien  
ihrem Ende zu?

Schriftenreihe der  
Senioren Union der CDU NRW  
Ausgabe Nr. 12

**Senioren  
Union**   
**CDU**



# M A R T F E L D E R SCHLOSSGESPRÄCHE

Professor Dr. Franz Walter:

Neigt sich die Ära  
der Volksparteien  
ihrem Ende zu?

Schriftenreihe der  
Senioren Union der CDU NRW  
Ausgabe Nr. 12

**Senioren  
Union**   
**CDU**

## **Herausgeber**

Senioren Union der CDU Nordrhein-Westfalen · Heinz Soth · Landesgeschäftsführer  
Wasserstraße 6 · 40213 Düsseldorf · Telefon (02 11) 1 36 00-22 · Telefax (02 11) 1 36 00-54  
Internet: [www.senioren-union-nrw.de](http://www.senioren-union-nrw.de) · E-Mail: [senioren@senioren-union-nrw.de](mailto:senioren@senioren-union-nrw.de)  
Fotos: Roland Rochlitzer

## **Herstellung und Verlag**

Satz-Repro-Druck · G. Neumann GmbH · Karlstraße 18 · 45739 Oer-Erkenschwick  
Telefon (0 23 68) 98 59-0 · Telefax (0 23 68) 98 59-20  
ISDN.DFÜ (0 23 68) 98 59-23 · E-Mail: [satzreprodruck@satzreprodruck.de](mailto:satzreprodruck@satzreprodruck.de)  
1. Auflage, 5000/08/06

## Inhalt

### **Hans Weber**

Begrüßung 4

### **Professor Dr. Franz Walter**

„Neigt sich die Ära der Volksparteien ihrem Ende zu?“ 6

## Hans Weber

stellvertretender Landesvorsitzender  
der Senioren Union der CDU NRW



### **Meine sehr verehrten Damen und Herren,**

ich darf Sie zu unserer Veranstaltung recht herzlich begrüßen. Wir freuen uns, dass Sie so zahlreich unserer Einladung hierher ins Schloss Martfeld in Schwelm gefolgt sind.

Ein besonderer Gruß gilt unserem heutigen Gastredner, Herrn Professor Dr. Franz Walter. Er ist Dozent am Seminar für Politikwissenschaften der Universität Göttingen und dort Professor für Parteienforschung.

Vielen von Ihnen ist er durch seine regelmäßigen Publikationen in Zeitungen und Zeitschriften als aufmerksamer Beobachter der zeitgenössischen Politik bekannt. Als Parteienforscher widmet sich Herr Professor Walter dabei insbesondere dem Einfluss der politischen Parteien auf unser Staatswesen. Er begleitet die Tagespolitik und steht der interessierten Öffentlichkeit gleichsam als „Übersetzer“ für die oft komplizierten politischen und gesellschaftlichen Sachverhalte zur Verfügung. Wir finden es überaus wichtig, dass nicht nur durch die Medien die Ausrichtung und Programmatik von Parteien und das Handeln ihrer Politiker analysiert und transportiert werden, sondern sich daneben auch Wissenschaftler wie Professor Walter dieser Aufgabe annehmen.

Nicht erst das Wahlergebnis der letzten Bundestagswahl hat die Frage aufgeworfen, ob die Ära der großen Volksparteien sich ihrem Ende zuneigt. Wird es für die Union oder die SPD zukünftig überhaupt noch möglich sein, bundesweit Wahlergebnisse jenseits von 40 Prozent zu erzielen? Nützt die Schwäche der beiden großen den kleineren Parteien? Wird es gar zu einer weiteren Differenzierung innerhalb des gesamten Parteienspektrums kommen, so dass der Zwang zu Koalitionen und Kompromissen weiter wächst? Kann man klare Ursachen für das Schwinden an Zustimmung zu den großen Volksparteien benennen und über eine genaue Fehleranalyse gegebenenfalls diesem Trend entgegen steuern?

Wir erhoffen uns von Herrn Professor Walter Antworten auf diese und weitere Fragen und sind nun gespannt auf seine Ausführungen. Sehr geehrter Herr Professor Walter, Sie haben das Wort.

## Professor Dr. Franz Walter

**Professor für Parteienforschung  
an der Universität Göttingen**



Vielen Dank für die freundliche, für mich – womöglich auch für einige von Ihnen – überraschende Einladung. Schließlich macht man das ja für gewöhnlich so: Man taxiert den Referenten und fragt sich, warum haben die Leute so einen hierher eingeladen. Ganz so schlimm ist es nicht, das werden Sie schon merken, aber es ist richtig, dass ich auf christdemokratischen Veranstaltungen nicht ganz so häufig bin.

Vor drei Monaten habe ich bei der Landtagsfraktion der Grünen in Niedersachsen gesprochen, dabei habe ich festgestellt, dass ich zum ersten Mal überhaupt bei einer Veranstaltung der Grünen bin. Obwohl Sie möglicherweise ja denken, der Professor sieht ein bisschen „grün“ aus – kann ich Ihnen versichern: Dem ist nicht so. Im Gegenteil. Ich kann Ihnen sogar sagen, dass meine Mutter sehr stolz war, als ich ihr gesagt habe, dass ich heute bei der Senioren Union der CDU spreche, denn das ist ihre Herkunft. Mein Großvater mütterlicherseits war in der Weimarer Republik Stadtverordneter des Zentrums. Der Vater von meinem Vater war auch in der Stadtverordnetenversammlung, nur für die Sozialdemokraten. Insofern habe ich schon früh die Große Koalition repräsentiert, und zwar von der Familie her. Tatsächlich sind es die beiden entscheidenden Einflüsse, mit denen ich mich auch immer wieder auseinandergesetzt habe. Ich habe sehr viel geforscht und geschrieben über Kirchen, vor allem über die katholische Kirche, und eben auch sehr viel



über die Sozialdemokratie. Ich gebe zu, dass mein Vater mich in den entscheidenden Jahren etwas mehr geprägt hat. Aber für mich ist es so – obwohl ich als Parteienforscher neutral sein muss –, dass ich immer wieder die Schwierigkeiten, aber auch den historischen Vorzug der beiden Volksparteien erkenne, während ich viel mehr Dissens habe zu den beiden kleineren Parteien wie Grüne oder die FDP, die ich, obwohl ich das nicht sagen darf, beide nicht mag. Das hat wohl wirklich viel auch mit meiner persönlichen Herkunftsgeschichte zu tun: nämlich sehr kleine Verhältnisse und sehr stark durch einen spezifischen Ethos geprägt, wie gesagt sozial-katholisch und sozial-demokratisch; insofern ist auch mir das „Grüne“ immer etwas suspekt.

Dabei sind in meiner Generation viele zu den Grünen gegangen. Mir jedoch hätte das nie passieren können, obwohl ich so aussehe. Als ich vor drei Monaten vor denen gesprochen habe, ist mir das wirklich sehr schwer gefallen. Das waren Leute in meinem Alter, viele Frauen in meinem Alter, Studienräte in meinem Alter, sehr rechthaberisch, sehr humorlos, kühl eben. – So, jetzt mache ich das aber nicht mehr in diese Richtung weiter, ich wollte nur versuchen, mich hier ein bisschen vorzustellen. Aber die eigentliche Frage, das Thema des Referats, das wir abgesprochen haben, war ja in der Tat: Geht es mit den Volksparteien zu Ende, ich glaube, so hieß es.

Jetzt könnte man ja sagen, das sind die Titel, die man eben so macht. Es hätte genauso gut auch ein Talkshow-Titel sein können: Krise der Volksparteien, Ende überhaupt des Parlamentarismus, Gefährdung der Demokratie, Parteienverdrossenheit und kein Ausweg daraus. Diese Dinge kennen Sie, und das kenne ich auch aus meinem eigenen Fach. Ich glaube, es sind in den letzten 15 Jahren 1.784 Bücher über die Krise der Volksparteien plus etliche Aufsätze erschienen. Und insofern könnte man sagen, das ist die übliche Krisentrompete und man muss das Ganze nicht so furchtbar ernst nehmen. Wenn man allerdings nicht auf die Pauke schlägt und wenn man nicht so ein Krisenszenario entwickelt, dann kommen einfach weniger Besucher zu Vorträgen oder im Fernsehen gucken weniger zu. Wenn ich jetzt sagen würde, es ist alles prima, es ist alles okay, dann würde man sagen, warum soll man nun hingehen und zuhören. Das wäre im Grunde zu trivial. Aber trotzdem ist es in der Tat so, und das ist nun meine Perspektive, ich hoffe, ich werde Sie damit nicht

enttäuschen. Es ist eine historische Perspektive, damit man nicht nur so fixiert ist auf die Aktualitätsaufgeregtheit. Wenn man die historische Perspektive anlegt, dann muss man schon fragen, ob diese Krisendramen nicht wirklich ein bisschen verrückt sind?

Ich wundere mich immer wieder, wie wenig man diese Perspektive anlegt, denn sie ist eigentlich überraschend und außerordentlich erklärungsbedürftig: Deutschland hat – wie die meisten anderen Länder auch, aber bei Deutschland besonders – etwa vier oder fünf Parteifamilien seit ungefähr 140/150 Jahren. Die sozialdemokratische Parteifamilie, außerdem eine ursprünglich konservativ-protestantische, dann eine katholische, die dann zusammengeskommen sind in Ihrer Partei, weiter die liberale Parteifamilie und immer wieder einmal, aber nicht so stetig wie die ersten vier, die ich genannt habe, eine rechtspopulistische oder auch rechtsextremistische Parteifamilie.

Im Grunde genommen hat sich in diesen Parteifamilien in den letzten 140 Jahren nichts geändert, lediglich die Grünen sind neu hinzugekommen, über die sprachen wir gerade schon, aber ansonsten nicht mehr. Und das ist in der Tat erklärungsbedürftig. Denn die Parteien sind entstanden in einer Zeit, die man vielleicht als vorindustriell, vorbürgerlich bezeichnen kann. Also irgendwann in den 1860er Jahren, da war noch nicht so furchtbar viel Industrialisierung in diesem Land, noch nicht so furchtbar viel Modernität, da entstanden die Parteien. Heute würden wir sagen, dass diese erste Modernität des Industriezeitalters ja eigentlich schon vorbei ist. Wir reden ja von einer postindustriellen Gesellschaft, wir reden inzwischen von, Sie kennen das ja alles, globalisierten Gesellschaften, Wissensgesellschaften, Dienstleistungsgesellschaften. Das also, was wir aus dem 20. Jahrhundert als charakteristisch kennen, geht jedenfalls allmählich vorbei. Und trotzdem sind es noch die gleichen Parteifamilien; und auf diesem Parteien-Markt, man könnte es auch als Wettbewerb bezeichnen, ist nichts – bis auf die Grünen – neu hinzugekommen.

Trotz enorm vieler politischer Systemwechsel: der Deutsche Bund, das Kaiserreich, die Weimarer Republik, Nationalsozialismus, DDR, dann Bonner Republik, Berliner Republik (letzteres ist zwar kein richtiger Systemwechsel,

aber es sind durchaus neue Strukturen entstanden) hat sich auf dem Parteienmarkt nichts geändert. An den großen politischen Strukturen, denen sich Menschen zuordnen, hat sich nichts geändert. Es gab große Wirtschaftskrisen in den 1880er Jahren. Wir hatten Krisen 1923 und in den frühen 30er Jahren. Es gab zwei Inflationen, also noch mal 1923 und 1948, wir haben große Vertreibungswellen oder auch Aussiedlerwellen und wir haben demographisch enorme Veränderungen im 20. Jahrhundert, und trotzdem hat sich in den Parteifamilien nicht viel geändert. Wir reden über Parteienverdrossenheit, wirklich seit über 100 Jahren.

Seit 100 Jahren schimpfen die Menschen über die Parteien, sie schimpfen über die Regierung, sie schimpfen über den Staat, trotzdem existiert die gleiche Struktur innerhalb der Parteifamilie, innerhalb der politischen Repräsentanz. Und das ist doch wirklich merkwürdig. Wenn Sie eine Zeitung aufschlagen, sagen wir mal von 1897 oder 1912 und gucken sich dann dort irgendwelche Markenartikel der Werbung an und fragen sich: Was ist davon übrig geblieben, etwa von den Seifenangeboten? Kaum etwas! Ich glaube, Persil oder Maggi gibt es schon seit ewigen Zeiten. Aber da sind wir schon ziemlich an der Grenze dessen, was überhaupt noch existiert, denn der Markt des alltäglichen Bedarfes hat sich grundsätzlich und grundlegend geändert, gerade in den letzten 10/20 Jahren. Also können wir feststellen, wir haben eine ungeheure technologische Verschiebung, und alles individualisiert sich. Nichts ist mehr so wie noch vor 50 oder gar 100 Jahren, nur die Parteien sind ähnlich.

Die Sozialdemokraten feiern irgendwann ihr 150-jähriges Bestehen, und dann werden sie wieder sagen, wir sind die älteste, traditionsreichste und ruhmreichste Partei Deutschlands. Und dann kommt Ihrerseits das Basteln, das man sagt, na ja, die CDU gibt es faktisch auch schon seit ungefähr 100 Jahren. Jedenfalls ist etwas Wahres dran, und das ist eigentlich überraschend. Nun, auffallend ist – und da bin ich wieder ein bisschen bei meinem Familienthema, bei diesen Parteifamilien –, dass zwei besonders stabil und besonders groß und auch besonders resistent gegenüber den Versuchungen und Herausforderungen der Geschichte gewesen sind, also auch gegenüber diktatorischen Verlockungen. Das glaube ich tatsächlich: nämlich eben die sozialdemokra-

tische Parteifamilie und die katholisch-christliche Parteifamilie ebenfalls. Die beiden sind in der Tat die erfolgreichen, zu Recht bezeichnen wir sie als Volksparteien. Die Liberalen sind in der Regel keine Volkspartei, sie sind dafür zu klein, und die Grünen werden auch nie eine Volkspartei, vermute ich jedenfalls. Rechtspopulisten sind zwar mal in einer spezifischen Situation, dass sie sehr erfolgreich sammeln, aber in der Regel erodieren sie dann auch wieder schnell oder eskalieren aber gewissermaßen in ihren Extremismus dermaßen, wie das im Nationalsozialismus gewesen war, dass das dann ganz schrecklich ist.

Aber ansonsten sind es diese beiden Parteien. Und was war so gut an diesen beiden Volksparteien? Warum assoziiert man eigentlich meist nur angenehme Dinge mit Volksparteien? Weil man sagt, mit den Volksparteien begann in einer gewissen Weise der Abschied von den alten ideologischen Parteien, von den Klassenparteien, den großen Weltanschauungsparteien. Volksparteien sind offen, würde man sagen. Sie haben ein Dach für ganz verschiedene normative Motivationen, sind also nicht eng borniert auf eine einzige, wenn man so will, ethische Quelle festgelegt. Und sie sind natürlich nicht so dogmatisch, sie orientieren sich auch sehr viel stärker an den Wählern,



**Professor Walter bei seinem Vortrag**

sie wollen eben sehr viele Wähler haben, damit sie regierungsfähig werden und können sich daher nicht nur auf die 150-prozentigen Aktivisten beziehen.

Das ist so immer wieder dieses Positive, was man mit den Volksparteien verbindet. Nun ist das alles plausibel, und das ist ja auch ein riesiger historischer Gewinn, dass es das gegeben hat. Und trotzdem halte ich es nicht für vollständig richtig, sogar in einer gewissen Weise für falsch. Ich glaube, und das ist meine entscheidende These, dass die Volksparteien nur deshalb paradoxerweise gelingen konnten, weil sie sich stützen auf, heute würde man wohl BWL-mäßig „Ressourcen“ sagen; man könnte es auch als Depots oder als Fundamente bezeichnen, auf die sie sich stützen und die vor der Volkspartei gelegen haben, oft traditionsgestiftete Quellen und Voraussetzungen, also auf Bindungen, auf Überzeugungen, die manchmal in sehr lang schon gewachsenen Weltanschauungen wurzeln.

Ich will erläutern, was ich damit meine. Die Volkspartei als solches hat die bestimmte Voraussetzung, der sie ihre Existenz und Stabilität verdankt, gar nicht selber geschaffen, sondern sie nimmt sie aus den Traditionen, und ich glaube, dass die heutige Krise der Volksparteien etwas damit zu tun hat, dass genau dieser Traditionsstoff, der vor den Volksparteien schon entstanden ist, allmählich versiegt und dass die Volkspartei eben selbst diesen Stoff nicht mehr erzeugen kann. Das klingt jetzt, ich merke es an Ihren Gesichtern, wohl doch schon etwas abstrakt und deswegen will ich ausführen, was ich damit meine. Ich glaube, es gibt bestimmte Dinge, die wichtig dafür sind, dass die Volksparteien so stabil blieben, die aber mit der Volkspartei als solches nichts zu tun haben, sondern eigentlich mit den Vorgängerorganisationen oder der Vorgängerpräsenz, die sehr viel stärker weltanschaulich geprägt gewesen sind.

Erstens war für diese beiden Parteifamilien natürlich wichtig, dass sie in einem spezifischen Milieu wurzelten, in einem sehr homogenen Milieu, in einer spezifischen Lebenswelt, in der sich die Menschen, die dort waren, oftmals von der Wiege bis zur Bahre, wie man immer so schön sagt, aufgehalten haben, die sie geprägt hat, wo es bis hin zu Festveranstaltungen immer etwas gegeben hat, was untereinander ungeheuer verbunden hat. Für die Katholiken war es die Fronleichnamsprozession, für die Sozialdemokraten, da-

mals jedenfalls noch, die 1. Maidemonstration. Darüber hinaus gab es noch eine ganze Reihe anderer Sachen, weiterer Rituale, bis hin zu Symbolen, bis hin zur spezifischen Form, in der man sich grüßt und untereinander verständigt. So wird erkennbar, dass man zusammengehört und auch erkennbar, dass die anderen eben nicht dazu gehören. Das hatte immer auch etwas Belastendes, diese Milieusperren, aber es hatte eben auch in der Tat immer etwas Vergemeinschaftendes und Identitätsstärkendes. Und es hatte etwas, was Loyalität, immer wieder auch Loyalität garantiert hat, weil diese Form der Milieus außerordentlich verbunden waren und so verlässlich kalkulierbar für ihre Parteien. Parteien mit solchen Milieus gingen nicht so schnell unter, wenn irgendwann mal Krisen gekommen sind. Das ist das eine. Es hängt sehr stark damit zusammen, dass diese beiden Parteien – zweitens – über einen, und das ist mir persönlich immer sehr wichtig, über einen außerordentlich großen Vorrat, wenn man so will, an Sinn verfügen.

Nun klingt das ein bisschen komisch. Es könnte sein, dass Sie jetzt sagen, „Sinn?“ –, will der uns jetzt irgendwelche buddhistischen Schnick-Schnack-Geschichten erzählen? Aber ich denke, dass das tatsächlich das Wesentliche ist. Warum? Ich nehme an, viele von Ihnen werden sehr engagiert gewesen sein in den letzten Jahren und Jahrzehnten, und dann haben Sie ja auch häufig samstags morgens oder samstags mittags in der Fußgängerzone gestanden, immer wieder kamen die schwierigen Menschen Ihrer schwierigen Stadt mit ihren fixen Ideen, und Sie mussten geduldig diese ganzen Diskussionen ertragen und aushalten können. Und hinterher haben Sie sich häufig genug gefragt, warum Sie diesen Zirkus mitmachen. Weil Sie den Eindruck hatten, Ihre politische Arbeit ist sinnvoll.

Man kann aus zwei verschiedenen Motiven politische Arbeit machen: Erstens, weil man Profi werden möchte, und das bedeutet einfach einen Gewinn an Ansehen und möglicherweise auch an Entgelt. Aber das Zweite ist, etwa wenn Sie das ehrenamtlich machen, muss man den Eindruck haben, das es eine sinnvolle Angelegenheit ist, die Sie begeistert, von der Sie überzeugt sind. Insofern ist es außerordentlich wichtig. Wenn man sich manchmal alldings fragt, was ist eigentlich mit den Parteien heute los und wenn die selbst nicht mehr genau wissen, wofür sie eigentlich stehen, was wirklich die Zie-

le sind, was exakt die Idee ist, die man mit einem gewissen Feuereifer, einem gewissen Temperament vertreten kann, dann ist die Motivation und der Antriebsstoff zum Aktiv-Sein gering. Und das spüren Sie. Sie spüren das in ihrer eigenen Partei und ich kenn's auch von den Sozialdemokraten, die auch teilweise nicht mehr genau wissen, was richtig ist. Wenn Sie wüssten oder jedenfalls glaubten zu wissen, was richtig ist, wenn Sie eine Idee von dem hätten, was in der Zukunft sein soll und sich überlegen, wie kann ich Politik machen, dass das, was sein soll, machbar gemacht werden kann, dann ist das die Idealzustandspolitik. Und ich glaube, diesen Stoff, diesen Sinnstoff, haben die beiden Parteien, also die beiden Parteifamilien, die christliche und die sozialdemokratische, immer gehabt, lange gehabt.

Interessanterweise ist es ein Sinnstoff, der nicht in der Gegenwart, wenn man so will, aufgehen kann. Innerhalb der christlich-katholischen Parteifamilie ist der Sinn ja sehr wichtig, gewissermaßen verbunden mit der Erlösung im Jenseits. Das richtig Wichtige als Christ ist, dass das eigentlich Entscheidende in der Transzendenz spielt. Nicht nur die Gegenwart, nicht nur das, was ist, die pure Aktualität, die profane Existenz, sondern es gibt eine Form auch der Erlösung und des Heils irgendwo anders. Bei den Sozialdemokraten ist es ähnlich, nur ist es dort, wie sagt man immer, eine Diesseitsutopie, da sollte die Erlösung nicht in einer kapitalistisch-bürgerlicher Gesellschaft kommen, sondern eben in einer Zukunftsgesellschaft, wie es hieß. Aber es sind zwei in einer gewissen Weise transzendente Sinnangebote, und für beide Parteien ist das sehr wichtig gewesen. Das heißt: Sie können sich auch nicht so schnell in der Gegenwart diskreditieren, und sie gehen nicht einfach in Interessen auf.

Wenn Sie nur eine Interessenpartei sind und sich sagen, wir haben bestimmte Gruppen und deren Interessen wollen wir erfüllen, dann haben Sie ein Problem. Die liberalen Parteien haben immer dieses Problem gehabt: Entweder Sie erfüllen die Interessen wirklich, dann ist es für diejenigen, deren Interessen sie vertreten haben, auch trivial, sich wieder zu lösen, weil die Interessen ja erfüllt und organisiert worden sind, oder Sie schaffen es nicht, die Interessen zu realisieren, was in der Weimarer Republik so typisch war. Dann laufen die Wähler Ihnen weg, weil die sagen, die machen das ja nicht richtig. Es gibt nichts Zusätzliches, es gibt, wenn man so will, keine Auffanglinie, kein

Netz oder keinen zusätzlichen Stoff an Loyalität. Auch die Zentrumsparterie in der Weimarer Republik hatte Probleme, die Politik zu machen, die eigentlich ihre Klientel erwartet hatte. Für die Sozialdemokraten gilt das auch, und trotzdem sind ihre Anhänger nicht gleich weggelaufen, weil es einen solchen Sinnstoff gegeben hat, der woanders lag als im Hier und Jetzt.

Das ist natürlich nicht ganz einfach; nur es war das Geheimrezept, das den beiden Parteien beim Überleben half. Und es war der Grund dafür, dass die Liberalen fast mit Mann und Maus untergegangen sind in der Weimarer Republik. Und die anderen Interessenparteien der Mittelschichten, die es damals gegeben hat, ebenfalls. Insofern ist das eine wichtige Sache.

Der dritte Punkt: In diesen Parteien sind immer auch Parteiführer gewesen mit einem großen Charisma. Das ist bei der christlichen Parteifamilie jemand wie Windhorst gewesen oder hinterher Adenauer und Kohl. In der sozialdemokratischen Partei geht das von Bebel über Schumacher und Brandt, Lassalle und so weiter. Da kommen gewissermaßen die Faktoren zusammen: Das sind Gestalten, die geprägt worden sind und ein eindeutiges Gepräge gehabt haben auch aus diesen Milieus heraus und eben diese Idee, die eigentlich in diesem Milieu entstanden ist, auch besonders sinnträchtig, besonders kräftig manchmal und, wie soll man das sagen, mit Ausstrahlung, mit Aura, mit Flair, mit Magie eben ausdrücken konnten. Heute haben wir bei Spitzenpolitikern immer mehr den Eindruck, die könnten hier oder irgendwo anders sein, sie sind austauschbar. Leute, die austauschbar sind, von denen geht kein Flair aus, geht nichts aus, was Vertrauen erzeugt, wenn man so sagt, der könnte auch in der nächsten Woche in einer anderen Partei sein. Das ist etwas, was lange undenkbar war.

Sie können sich Kohl nicht bei den Sozialdemokraten vorstellen, Sie können sich auch Willy Brandt nicht bei den Christdemokraten vorstellen. Sie können sich Schumacher erst recht nicht beim Zentrum vorstellen, und Sie können sich Wilhelm Marx nicht bei den Sozialdemokraten vorstellen und so weiter. Darin liegen auch manchmal Probleme, aber darin liegt natürlich auch etwas, dass einem den Eindruck vermittelt, sie verkörpern eine Idee, eine soziale Bewegung, eine Gruppe, irgendetwas, auch eine historische Geschichte. Und



das ist übrigens, glaube ich, nicht unwichtig dafür, dass man solchen Parteien einen größeren Vertrauensvorschuss gibt, und dann auch, wenn es mal nicht ganz einfach ist, bei ihnen bleibt. Man bleibt schließlich nicht bei einer Partei, die an sich für nichts steht, dann geht man auch schnell wieder weg. Warum soll man ihr gegenüber auch treu und loyal sein, wenn man gar nicht weiß wofür. Ich glaube, das ist ein wichtiger Punkt. Natürlich ist es auch wichtig, dass viele gerade in diesen beiden Bewegungen Märtyrergestalten waren: Windhorst mit seinem ewigen Konflikt mit Bismarck, Bebel, der 57 Monate in seinem Leben in Gefängnissen gewesen ist, Schumacher war im Konzentrationslager und so weiter. Man hat den Eindruck, das sind Gestalten, die für irgendetwas gestanden und gelitten haben. Das ist etwas, was man nicht dauernd wiederholen kann. Wir sind ja froh, dass wir heute nicht, wenn wir uns für irgendetwas einsetzen, im Knast landen oder so. Und insofern kann man Märtyrer nicht einfach produzieren. Aber über lange Zeit gesehen, gab es doch einige, und sie schaffen dadurch ein Epos. Das habe ich immer wieder erlebt, wenn ich zu Parteitag als Parteibeobachter gefahren bin, und diese Parteien eine enorme Krise hatten, das ist ja nun alle paar Monate so. Da konnte man sich sicher sein, dass diese Parteien sich – sehr lange zumindest – immer auf ihre ruhmreiche Geschichte und auf ihre Märtyrer berufen haben.

Am stärksten ist mir das aufgefallen, als die SPD damals Mitte der 60er Jahre in der Scharping-Krise war. Da war es immer Otto Wels, dessen mutige Rede 1933, derer man gedachte. Es ging nicht mehr im Entferntesten um dieses Thema, aber es war immer wieder dann präsent, um irgendwie den ganzen Verein zusammenzuhalten. Das werden Sie auch noch merken, wenn es in den nächsten Jahren natürlich schwierige Probleme geben wird, wird man auch wieder Konrad Adenauer und Helmut Kohl gedenken; das hält den Verein wieder zusammen, und es ist ein Epos, es sind Legenden, die die Parteien auch brauchen. Parteien ohne diese Form einer Erzählung, einer großen historisch-kollektiven Biographie – wie die Liberalen – die haben ein Problem. Ich habe das oft bei der FDP gesehen; damals auf dem Parteitag in Leipzig z.B. sagte Wolfgang Gerhardt mit getragener Stimme, „wir gehen gleich zum Grab von Naumann“, also dem großen Parteiführer zum Ende des Kaiserreichs. Also da hat überhaupt keiner zugehört. Das wäre bei den beiden großen Parteien nicht der Fall. Das heißt, also auch wenn man vielleicht nicht mehr weiß,

wer Windhorst oder Bebel ist, man hört zu, man ist still, man hat einen großen historischen Respekt. Die Liberalen aber haben sich rumgelümmelt, als es darum ging, dass man gleich zu Naumann gegangen ist. Und das ist in der Tat eine große Differenz. Die Leute wussten gar nicht mehr, wer Naumann ist und finden es blöde, irgend so einen toten Menschen zu besuchen, weil es eben diese, wenn man so will, Gegenwärtigkeit gibt. Parteien mit einem Mythos, der sich auf die Zeit bezieht, in der man noch kämpferisch gewesen ist – tatsächlich ist das für die Partei mehr ein Elixier als dass es ein Schaden ist.

Insofern ist der vierte Punkt folgender: Man fragt sich, warum entstehen eigentlich Parteien. Parteien sind Resultate von großen historischen Konflikten. Die christliche Parteifamilie ist entstanden aus dem Konflikt einerseits zwischen Staat und Religion, einen säkularen Staat, der den Religionen den freien Raum nicht lassen wollte, ihnen sogar den Besitz säkularisiert hat, wie das in Frankreich der Fall war, hier auch in einigen Teilen. Oder aber eben zwischen den Konfessionen, was in Deutschland ein besonders großes Problem gewesen ist und was die Entstehung des Zentrums begünstigt hat. Wenn man so will: der liberale Protestantismus gegen den rückständigen Katholizismus, so hat man das im 19. Jahrhundert interpretiert, hat das Zentrum als Turm, als stabiles Milieu stark gemacht. Es gab den Kulturkampf, man war lange Zeit verboten, die Priester wurden eingekerkert, die Bischöfe festgesetzt und so weiter. Und das führte eben zu einer Form der Partei, die immer dann, wenn es ein bisschen kritisch wurde, sagte, es ist wieder wie im Kulturkampf. Das „Zentrum“ wurde wieder besonders stark, 1932 und 1933, als es gefährlich wurde. Ich komme ja aus Göttingen, und dort ist das Eichsfeld in der Nähe. Eichsfeld war mitten geteilt, wie Sie wissen, bis 1989. Ein Teil gehörte zur Bundesrepublik, der andere Teil zur DDR, und wo glauben Sie, wo ist das Milieu, der Katholizismus intakter? Natürlich im östlichen Eichsfeld wegen der Bedrohung. In den 70er Jahren ist bei dem Katholizismus des westlichen Eichsfelds schon der Verschleiß da. Es waren immer weniger, die zur Kirche gingen – und im Osten? Nichts davon. Als im Osten 1990 die ersten freien Volkskammerwahlen gewesen sind, war es wirklich sehr interessant zu beobachten: Da bekam die CDU exakt so viel wie in den 1870er Jahren, 1994 übrigens wieder. Es hatte sich also nichts verändert, erst jetzt allmählich erodiert es auch im östlichen Eichsfeld. Das heißt, Bedrohungen sind gar nicht schlecht

für Parteien. Feinde, Feindbilder sind ein enormer Klebstoff für solche Parteien. Offene Gesellschaften sind nicht risikoarm für Parteien, und für die Sozialdemokraten gilt das gleiche. Erst gab's den Kulturkampf, dann gab es das Sozialistengesetz, und dadurch sind die auch aus diesem Konflikt heraus so stark geworden.

Konflikte sind also enorm wichtig, wir neigen ja häufig dazu zu sagen: „Nicht immer so viele Streitereien!“ Aber es gibt kaum etwas, was stärker prägt, was mehr bindet als ein harter Konflikt, den Sie mitgemacht haben. Ich weiß nicht genau, was sich jetzt bei Ihnen biographisch abgespielt hat. Ich selbst lebte in den 70er Jahren noch in Nordrhein-Westfalen, da gab es zum Beispiel die kooperative Schule oder so ähnlich. Das war ja über Jahre mal so eine richtige Konfliktgeschichte. Wenn hier jemand durchgegangen ist, hat ihn das geprägt. Oder andere Dinge, die sich vielleicht in Ihrer Jugend abgespielt haben. Bestimmte Dinge, die dort wesentlich waren und die man austragen musste und womit man sich identifiziert hat, was man verteidigen musste, eine Position, die man auch begründen musste. Das sind Dinge, die nicht so schnell vergehen, und für die Parteien gilt das auch.

Ein letzter Punkt, den ich dazu sagen will: Man sagt ja immer, die alten Parteien, diese Milieuparteien, die waren eigentlich sehr homogen. Das stimmt, aber nicht ganz. Sie hatten überraschend viele Flügel. Und auch das Zentrum hat schon sozial einen großen Bogen gespannt. Die Zentrumsparterie vereinte die schlesischen katholischen Barone, die katholischen Bergarbeiter im Ruhrgebiet oder im Saarland, jedenfalls sehr sehr lange, und natürlich, sagen wir mal westfälische Bauern und badische Mittelständler. Es war auch schon damals eine große Volkspartei mit sehr verschiedenen Flügeln. Die einen waren Monarchisten, die anderen waren Demokraten. Für die Sozialdemokraten gilt das gleiche, auch die hatte von Anfang an sehr viele Flügel. Wir haben uns ja daran gewöhnt, Flügel doof zu finden oder als irgend-etwas, was lästig ist, weil sie sich dauernd streiten. Man kann es aber auch anders sehen, wenn man lebendige Flügel, also verschiedene Parteiströmungen hat, und die sind in der Tat verankert in ihren Bevölkerungskreisen, dann ist das ein Gewinn, dann ist das ein Reichtum, auch weil sie, wenn man so will, Ventile sind, auch Horchposten, Scouts, wie immer, sie sind irgend-wo verwurzelt.

Parteien, die das alles nicht mehr haben, haben ein großes Problem. Der CDU haben die Flügel nie geschadet, auch nicht in den 80er Jahren, als sie auf der einen Seite einen Blüm und auf der anderen Seite einen Stoltenberg hatte. Das waren die Vertreter der beiden verschiedenen Flügel, und das waren gleichzeitig die beiden populärsten Politiker 1987 in der Bundesrepublik. Verückterweise beide, obwohl sie für was ganz anderes gestanden haben. Aber, sie haben das dann eben auch ausgedrückt, und sie waren dann auch Seismographen für das, was sich unten abspielte. Wenn Parteien diese Seismographen nicht mehr haben, ja dann geraten sie ständig in irgendwelche Probleme.

Was ist jetzt damit? Jetzt sind, das hatte ich schon ein bisschen angedeutet, die großen Konflikte, die wir historisch hatten, natürlich verblasst. Die Kirchen sind nicht mehr gefährdet in dem gleichen Maß. Es gab nach 1968 kulturell noch Konflikte, dass man den Papst ablehnte und so weiter, bis eigentlich noch vor einigen Jahren. Aber es hat sich natürlich ernsthaft beruhigt, das Antikirchliche, Antikonfessionelle, Antipapstistische, Antikatholische ist in der Gesellschaft erheblich weniger geworden als noch in der Zeit der sozial-liberalen Koalition. Es ist einfach vorbei, und insofern ist es nicht mehr das ganz große Thema.

Merkwürdigerweise finde ich, der soziale Konflikt, ist eigentlich nicht geringer geworden, nur vertreten ihn die Sozialdemokraten nicht mehr in diesem Sinne. Die Sozialdemokraten – das ist jetzt ein ganz anderes Thema – sind eben in der Tat nicht mehr die Interessensvertreter der Unterschichten der Industriegesellschaft. Die Sozialdemokraten, wie sie politisch existieren im Parlament und von ihrem Mandatsträger, sind aufgestiegene Mittelschichten und haben mit den proletarischen Arbeiterquartieren nichts mehr zu tun. Das ist ein Problem, und deshalb vertreten sie diese auch nicht mehr in der gleichen Weise, wie sie das noch bis in die späten 60er Jahre gemacht haben. Insofern ist ein spezifischer sozialer Konflikt, was ich tatsächlich für ein Problem halte, eben nicht vertreten. Beziehungsweise so ein bisschen versucht das (und im Osten ja nicht, wenn man die Wahlen ansieht, ganz unerfolgreich) die PDS/Links-Partei zu machen, weil sich die Sozialdemokraten aus diesem Bereich entfernt haben.



**v.l.n.r.: Hans Weber (stellv. Landesvorsitzender der Senioren Union der CDU NRW), Professor Dr. Franz Walter, Leonhard Kuckart (Landesvorsitzender der Senioren Union der CDU NRW)**

Konflikte sind, gebe ich zu, immer auch ein großes Problem, gerade weil die bundesdeutsche Politik oder die bundesdeutsche Gesellschaft außerordentlich stark darauf angewiesen ist, stärker als die meisten anderen Gesellschaften in dieser Welt, nämlich auf Grund eines spezifischen Institutionensystems, dass es den Konsens gibt. Deutschland ist zur Kooperation politisch viel stärker verdammt als beispielsweise die Engländer, die für Kooperation überhaupt keinen Druck haben. Deutschland schon – deshalb gibt es immer diese informellen großen Koalitionen, die aber schamhaft verschwiegen sind, und deswegen ist die Große Koalition jetzt in einer gewissen Weise das logische Resultat dieser Kooperationszwänge, die es gibt.

Ein weiterer Punkt ist, dass Parteien, und das finde ich nicht unheikel, selbst in ihrem Inneren nicht mehr sehr viele Konflikte austragen, weil sie zu Recht fürchten, dass sie um vier Prozentpunkte fallen könnten. Das ist ein großes Problem und Resultat der Mediengesellschaft. Ich glaube nicht, dass die Mediengesellschaft dazu geführt hat, dass wir ein Mehr an Demokratie bekommen haben. Man könnte sagen, ja, natürlich, wenn es mehr Medien gibt,

dann werden die Themen ständig mehr behandelt, alles wird ausgeleuchtet und so weiter. Aber gerade weil das so ist, kann sich heute keine Partei mehr einen Konflikt leisten. Selbst wenn der kleinste Kreisvorsitzende oder Unterbezirksvorsitzende mal irgendeine negative Geschichte über seinen Parteivorsitzenden sagt, dann steht sofort eine RTL-Kamera da, und es wird aufgebauscht zu einer Meuterei und zur Parteikrise: „nicht regierungsfähig, nicht handlungsfähig“. Also wird er sofort niedergemacht, damit das sofort aufhört.

Das war zu einer Zeit in den frühen 50er Jahren, als es eine derartige Mediengesellschaft noch gar nicht gab, oder lange eben nur ARD und ZDF, und als die noch einigermaßen seriös darüber geschrieben und berichtet haben, da war das noch ein bisschen anders. Da konnte man diese Debatten führen und man hatte auch den Eindruck, eine lebendige Debatte um etwas, was wirklich wichtig ist, das ist auch etwas, was man in der Bevölkerung nicht schlecht findet. Ihnen wird es auch so ergangen sein: Welche Bundestagsdebatten haben Sie sich am liebsten angesehen? Mit Sicherheit diejenigen, wenn Ihr Sohn oder jemand schrie, jetzt spricht der Strauß oder jetzt spricht der Wehner. Sie haben den Wehner wahrscheinlich gehasst wie nichts, aber Sie haben vor dem Fernseher gehangen. Bei mir war es umgekehrt, ich habe den Strauß nicht so sehr gemocht, aber auch ich habe davor gestanden. Und wenn die dann schwitzten, eiferten, dann hatte man nicht den Eindruck eines inszenierten Konflikts, sondern es ging um irgendetwas. Auch bei Brandt, selbst bei Barzel, jedenfalls standen sie für irgendetwas. Und dann war die Auseinandersetzung, die Debatte, die Kontroverse nichts, was man ausschließlich grässlich fand, sondern etwas, das man auch aufregend fand.

Übrigens, was ich auch mal wieder gerne sage, überlegen Sie oder erinnern Sie sich noch mal an Wehner und Strauß. Stellen Sie sich vor, die beiden wären jetzt, man würde sie aus irgendwelchen Gründen nicht kennen, und die würden auf einen Rhetorikkurs geschickt. Und am Ende des Rhetorikkurses bekommen die meisten Teilnehmer ein schönes Zertifikat und andere sind durchgefallen. Wehner und Strauß würden immer durchfallen, weil sie eigentlich nach den ganzen Gesetzen von irgendwelchen Rhetorikkursen, die sie im Managementbereich abhalten, alles falsch machen. Verschachtelte Sätze und viele Fremdwörter, geifern und schwitzen, darf man alles nicht machen.

Aber es ist das Entscheidende, dass es irgendwo glühen muss. Da kommt es nicht drauf an, ob man die formale Rhetorik eingehalten hat. Dann fesseln sie die Menschen, und das scheint mir sehr wichtig zu sein. Wie komme ich darauf, ach ja, das war jetzt diese Konfliktgeschichte.

Es gibt einen Ausdruck von Julius Leber, den werden Sie wahrscheinlich überwiegend nicht kennen, das war ein sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter der Weimarer Republik, der von den Nazis umgebracht worden ist, der im Gefängnis seine Eindrücke, seine Bilanz niedergeschrieben hat. Er sagte immer, politische Anführer werden nicht durch die Ochsentour nach vorne gebracht, sondern nur durch Chaos. Ich will Sie jetzt nicht erschrecken mit dem Chaos, aber es hat natürlich etwas. Es heißt also, Menschen, die tatsächlich auch in Konflikten gewesen waren, die etwas erlebt haben, die etwas ausgetragen haben, sind schon ein bisschen anders als diejenigen, die vielleicht mit siebeneinhalb Jahren in die Junge Union oder zu den Jusos gegangen sind. Es gibt diese Biographien, und auch da muss man genau schauen, dass man nie einen Fehler macht ... Ja, dahinten die ganzen Kader des jungen bürgerlichen Nachwuchses haben sich gleich verständigt. Das jedenfalls kann ein Problem sein. Das ist der Grund sicherlich auch, warum es bis in die CDU, bis in die bürgerlichen Kreisen hinein immer einen Respekt auch für Joschka Fischer gegeben hat. Natürlich haben Sie ihn nicht gemocht, weil er nur ein Taxifahrer war. Keine anständige Bildung, aber Respekt hat er Ihnen irgendwie dann doch immer wieder abgenötigt, wenn er dort stand mit seinen rhetorischen Fähigkeiten, mit seiner autodidaktischen Bildung, mit seiner Härte und dass er nicht immer so konventionell daher geredet hat. Das würde ich auch sagen bei Schröder; natürlich ist Schröder ein abgefeymter Bursche gewesen, der die CDU, gerade als es den Wechsel gegeben hat nach der Kohl-Krise mehrere Male über den Tisch gezogen hat. Natürlich, aber warum? Weil er alle Schweinereien in früheren Konflikten gelernt hat. Die ganzen Juso-Debatten waren natürlich irrsinnig, waren blöde und so weiter, aber man lernte, wie man den anderen klein macht. Da hat er den Scharping klein gemacht, den Lafontaine, und irgendwann auch einen Teil von Ihrer Partei.

Man lernt das, die Politik ist ein Haifischbecken, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Und im Haifischbecken, in dieser Schlangengrube zu beste-

hen, das lernen Sie tatsächlich nicht, indem Sie immer nur nett sind, sondern dazu braucht man die Fähigkeit zur harten Intrige, zur Ranküne, etc. Im Grund bedeutet Politik, wenn Sie ganz oben stehen, zehn Mal am Tag blutige Dinge zu exekutieren. Ist übrigens der Ausspruch eines konservativen britischen Premiers des 19. Jahrhunderts.

Nun sind wir bei der Frage, die ich ja für so wichtig gehalten habe, noch mal: die des Sinns. Und ich habe das zu Anfang schon mal ausgeführt, ich glaube, dass es daran fehlt. Also da fällt mir das sozialdemokratische Beispiel auch etwas leichter zu skizzieren, weil ich glaube, dass es bei Ihnen noch ein bisschen besser ist. Also mein Beispiel war immer: Es ist nachts um ein Uhr, es war eine große Feier, und man weckt einen ziemlich angetrunkenen christdemokratischen Funktionär und sagt, was muss in Deutschland passieren, dass es besser wird. Da hätten Sie zumindest lange Zeit gesagt und würden es wahrscheinlich immer noch sagen, Steuern runter, Arbeitsmarkt deregulieren und so weiter. Die vier oder fünf Dinge, die man ja manchmal halt so sagt.

Das würden Sie hinkriegen, auch noch im betrunkenen Zustand. Jetzt würde man einen Sozialdemokraten ebenfalls, also der kann sogar stocknüchtern sein, um ein Uhr wecken und dann würde man ihn fragen. Was soll der arme Mensch sagen? Er weiß es nicht. Sind, wenn man sich nach sieben Jahren Schröder-Regierung das so überlegt, sind hohe oder niedrige Steuern gut oder schlecht? Man war schon für alles. Sind Auslandsinterventionen der Bundeswehr zur Herstellung von Menschenrechten gut oder schlecht? Auch das wissen sie nicht, ist überhaupt viel Staat gut oder schlecht und so weiter. Ist der öffentliche Sektor gut oder schlecht? Ist Hartz IV gut oder schlecht? Auch da haben wir schon alles Mögliche gehört. Jedenfalls ist es für sie ein Riesenproblem. Wenn eine Partei ihren Sinn, ihre Idee von sich selber, die Leitplanken dessen, was man eigentlich anstreben will, nicht kennt, dann ist es ein riesiges Problem. Und deswegen sind da auch 300.000 Mitglieder von der SPD weggegangen seit 1990, das entspricht der Größe von drei Großstädten.

Nun könnte man sagen, ähnlich ergeht es allen Parteien. Ihre Partei versucht, darauf zu reagieren, die Sozialdemokraten versuchen es jetzt auch: Die richten Programmkommissionen ein, um aus der Krise raus zu kommen. Aber



Sie kennen das auch, immer wieder, wenn man ein Problem hat, dann sagt irgendjemand, wir brauchen wieder eine Vision. Und wenn man das sagt, dann weiß man, das wird nichts. Weil in Programmkommissionen oder in Kommissionen überhaupt entsteht natürlich alles Mögliche, aber keine Vision. Da entsteht ein Amalgam von Spiegelstrichen. In den Parteien kommen dann die Senioren und wollen ihren Spiegelstrich, wie wichtig das ist und so weiter. Die Frauen kommen, die Sozialausschüsse, die Wirtschaft, Mittelstand, jeder kriegt seinen Spiegelstrich.

Es ist ja in der Tat so, einige von Ihnen werden auch wie ich Fußballfan sein. Ich bin es jetzt nicht mehr aktiv, ich komme ja aus Göttingen, die spielen in der Bezirksliga, aber vorher habe ich in Bielefeld gewohnt. Da bin ich natürlich auch immer ins Stadion gegangen, ich hoffe, jetzt wird man nicht ausgelacht. Zu der Zeit, als ich noch hinging, war es relativ human, wenn die gegnerische Mannschaft vorgestellt wurde durch den Stadionsprecher. Dann, wenn Bayern gespielt hatte, hieß es Sepp Maier, als Nummer zwei Paul Breitner, und jedes Mal schrie man als Zuschauer bei dem Nachnamen eines Spielers der gegnerischen Mannschaft: Na und! Und immer wenn ich die Programme von Parteien lese, die Spiegelstriche, da schreit man auch immer unwillkürlich: Na und! Weil es so unglaubliche Trivialitäten sind, so unglaubliche Selbstverständlichkeiten, weil alle Ecken und Kanten abgeschliffen sind. Natürlich ist jeder für kommunale Demokratie oder natürlich sind wir auch für ein solidarisches Zusammenleben mit unseren ausländischen Mitbürgern. Es sind immer diese, na ja, allgemeinen Bekenntnissätze, die in der Tat dann aber auch niemanden interessieren.

Wobei ich grundsätzlich finde, dass es ein Problem von Parteien ist, das sie unterschätzen: Sie unterschätzen Sprache, Parteien unterschätzen wirklich Sprache, weil diese Verkündungssprache, die teilweise da ist, die ja in der Tat stark an kirchliche Dokumente erinnert, das ist eines, was die meisten nicht sehr gerne sehen. Oder aber, und das ist noch viel schlimmer – gerade weil dahinten die jungen Leute sind, sage ich das – die Parteien bedienen sich ja inzwischen immer wieder auch der Berater, irgendwelcher Politikberater oder Spindoktoren oder Marketingexperten. Da wird dann evaluiert, da wird geclustert und optimiert; all dieser Quatsch eben. Jeder normale Mensch, wenn er

so einen Begriff hört wie Clustern und Optimieren, weiß sofort, es wird gefährlich. Jeder normale Mensch weiß, er ist bedroht, aber in der Politik glaubt man, man würde die Menschen damit begeistern.

Wenn ich jetzt höre, Hochschuloptimierungsprogramm, weiß ich, ich werde abgewickelt. Bei uns gibt es so ein Hochschuloptimierungsprogramm, und danach sind die besten Professoren plötzlich nicht mehr da. Und das ist ein Problem, die Menschen wissen das, sie spüren das regelrecht, wenn ihr Betriebschef diese Dinge herausgibt, das ist dann brandgefährlich für sie. Und deswegen kommt auch dieses enorme Misstrauen gegen Institutionen oder gegen das politische Establishment und von mir aus auch gegen die gesellschaftlichen Eliten, gerade weil Sprache auch in gewisser Weise verfälscht, manipuliert, und das macht sie im Moment. Sie macht es wirklich. Man könnte es anders ausdrücken, sinnlicher, deutlicher und im Grunde genommen ehrlicher auch und ich glaube, dass das unterschätzt wird und das ist eine große Gefahr für Parteien, sich immer wieder von den 29-jährigen Bubi aus dem BWL-Bereich oder auch den Politologen, ist mir völlig egal, beraten zu lassen.

Politiker, die sich beraten lassen von diesen Burschen, haben ein Problem. Übrigens ist das auch das Problem von Frau Merkel gewesen im Wahlkampf, weil sie sich viel zu viel von irgendwelchen Menschen beraten ließ, die sich etwas ausgerechnet haben. Am Ende stimmte zwar das Ergebnis – die CDU stellt nun wieder die Kanzlerin –, aber dennoch fehlte da etwas. Es fehlte wirklich etwas, und das war schwer zu vermitteln. Ich kenne doch meine Ökonomieprofessoren und weiß doch, was das für Menschen sind. Da ist nichts mit sozialem Katholizismus.

Wir haben ja Zeiten gehabt, in denen es sehr stark programmatisch zugeht, und in Ihrer Partei war das dann jemand wie von Weizsäcker oder auch Geißler oder auch einige andere, wie Biedenkopf beispielsweise, die das programmatisch sehr gut konnten. Bei den Sozialdemokraten war das jemand wie Erhard Eppler oder Richard Löwenthal, den Sie wahrscheinlich nicht kennen, aber auch andere oder bei der FDP war das Werner Maihofer oder Karl-Hermann Flach, der früh verstorbene Generalsekretär dieser Partei. Wenn man sich jetzt allerdings fragt, wer füllt heute diese Rolle aus, dann fällt Ihnen ja

faktisch niemand ein, weder bei der SPD noch bei der FDP, auch nicht bei den Grünen, übrigens auch nicht bei der Linkspartei. Gerade diese beiden letztgenannten Parteien sind alles andere als Programmatiker-Parteien. Warum sollten sie auch, werden die sich zumindest im Inneren fragen, warum sollten die das machen. Junge Politiker sind, wenn sie was werden wollen, in erster Linie Medienpolitiker.

Medienpolitiker sagen, die Mediengesellschaft hat spezifische Gesetze; sie sagen, prämiert werden in der Mediengesellschaft Bilder, Köpfe, Spannung. Programme hingegen sind Buchstaben, Abstraktionen, Intellektualität, wenn's gut geht. Und eigentlich ist ein Programm etwas, was auf Dauer gelten soll, also langsam, nicht sofort der Schnitt, nicht sofort die nächste Provokation. Und insofern wird der kühl-kalkulierende Jungpolitiker, der Medienpolitiker, nicht Programme machen. Er ruft zwar verbal nach Programmen, weil er weiß, das kommt ganz gut an, das macht man so. Seit ewigen Zeiten machen das neue Generationskohorten, wenn sie nach vorne kommen wollen, sagen sie, „wir brauchen ein neues Programm“. Das hat auch Kohl gesagt, hat sich aber nicht so großartig dafür interessiert. Aber immer noch mehr, als es jetzt der Fall ist. Also ich kenne das bei der Debatte in der SPD, da gibt es seit 1999 eine Programmkommission. Seit sieben Jahren ist faktisch nichts geschehen, weil das Problem natürlich auch war, dass der erste Programmchef 1999 Rudolf Scharping hieß.

Man kann natürlich kaum einen schlimmeren Fehler machen, als diesen Menschen zum Programmdirektor zu machen. Aber es ist vollkommen gleichgültig in dieser Partei, und gerade auch die jüngeren, pausbäckigen, selbstzufriedenen, früh situierten Menschen interessieren sich für eine solche Programmdebatte, in der man miteinander ringt, überhaupt nicht. Und da bin ich mal gespannt, wie das in der CDU in den nächsten Jahren sein wird. Natürlich galt es hier in den letzten Jahren immer als wichtig, dass man pragmatisch war. Nach einem spezifisch ideologisch aufgeladenen Jahrzehnt wie den 70er vollkommen verständlich. Nur, da ich Historiker bin, weiß ich, es gibt tatsächlich Zyklen. Und wir haben jetzt 20 Jahre lang eine Dominanz der Programmatiker gehabt, so ganz viel furchtbar Vernünftiges zustande gebracht haben sie auch nicht. Und es gibt einfach danach auch ein Bedürfnis nach Leu-

ten, die erklären können, was sich eigentlich abspielt, die deuten können, die interpretieren können und die Zielperspektiven entwickeln können von einer Gesellschaft, wie sie vielleicht in 20 Jahren aussehen soll, dass sie immer noch erstrebenswert, immer noch human, solidarisch und erträglich ist. Und diejenigen unter den Nachwuchspolitikern, die das können, werden diejenigen sein, die, gerade auch nach der Großen Koalition, da, wo ja der Pragmatismus pur herrscht, die gewissermaßen die Buchhalter der Politik ablösen werden, auf die man ja im Moment sogar noch stolz ist, je prosaischer desto besser. Nach dieser Großen Koalition wird es ein konzeptionelles Bedürfnis geben, Sie können mich in sechs Jahren noch mal einladen und sagen, er hat Recht oder nicht Recht gehabt. Ich bin wirklich sehr stark davon überzeugt.

Der letzte Punkt gleicht im Grund genommen einem Resümee. Also wenn man das zusammenfasst, was ich gesagt habe, und das ist ja jetzt auch nichts besonders Überraschendes, haben Volksparteien ein Problem. Man hat das ja auch bei der CDU gesehen, die jetzt zum dritten Mal hintereinander bei einer Bundestagswahl unter 40 Prozent geblieben ist. Das ist etwas, was man vor acht Jahren wahrscheinlich nicht für möglich gehalten hätte. Die Sozialdemokraten halten sich jetzt auch wieder zumindest demoskopisch bei unter 30 Prozent auf, also man spürt, dass tatsächlich etwas zu Ende geht. Bei beiden Volksparteien ist es so: Sie spüren beide, es ist etwas zu Ende gegangen oder man ist im Prozess, dass es zu Ende geht. Man weiß aber nicht so richtig, was Neues kommt. Und deswegen geht man dann auch in diese Programmkommission hinein, was bei den Sozialdemokraten sicherlich deutlich zu sehen ist. Wir sind hier in Nordrhein-Westfalen, der früheren Herzkammer der Sozialdemokratie, natürlich ist es inzwischen nicht mehr die Herzkammer. Wenn man die Mitgliederzahlen vergleicht von 1970 mit denen von heute ist nur noch ein Drittel da. Die anderen alten Hochburgen, wie man immer gesagt hat, wie Bremen, Hamburg oder das Saarland sind gefallen – allein in der Ära Schröder gab es riesige Verluste, bis zu Minus 50 % für die Sozialdemokraten.

Die Sozialdemokraten riechen nicht mehr nach Maschinenöl oder nach Kohlenstaub. Sie tun zwar immer noch ein bisschen so, aber sie wissen, dass es nicht stimmt. Die Frage ist, wo ist denn wirklich nun ihre Herzkammer?

Wenn es nicht mehr die Dreher, die Metallarbeiter, die Bergarbeiter sind, wer ist es denn dann? Diese Diskussion haben sie noch gar nicht geführt. 120 Jahre hat man immer wieder gesagt, das Subjekt unserer Partei, der Sozialdemokratie, ist die industrielle Arbeiterklasse. Das glaubt natürlich kein Mensch mehr, dass es das Subjekt ist quasi der gesellschaftlichen Emanzipation. Aber Parteien brauchen natürlich in der Tat so etwas wie ein Subjekt. Was ist das Subjekt? Diese Debatte haben sie nicht geführt, und davor haben sie auch Angst.

Bei Ihnen ist es ein bisschen leichter, wenn ich mich mit Ihnen unterhalte, oder ich kenne mehr die Leute von der Jungen Union, weil sie auch in meinen Seminaren sind, die dann immer sagen, wir sind in der Tat bürgerlich. Wir sind für die bürgerliche Ökonomie, wir sind für bürgerliche Parteien, bürgerliche Zeitungen FAZ und WELT. Wir sind anständig bürgerlich gekleidet, wir haben eine gute bürgerliche Ausbildung, und wir wollen eigentlich eine bürgerliche Familie und nicht so unstetig leben wie Fischer oder Schröder. Bei ihnen ist alles bürgerlich. Die Sozialdemokraten – was sind sie? Proletarier sind sie nicht mehr, bürgerlich wollten sie nicht sein, Neue Mitte war ihnen auch nicht recht. Sie wissen es nicht, sofern ist gewissermaßen die soziale Verortung und die politisch-kulturelle Verortung der Sozialdemokraten sogar ein bisschen schwieriger als sie es bei Ihnen ist.

Wobei das Problem bei der Union ist, wenn sie sich tatsächlich so bürgerlich aufführt, wie sie offenkundig im Kern ist, hat sie das Problem eben mit den Wählern, die sie 2003 und 2004 bekommen hat, die eben nicht bürgerlich waren und die Ihnen alle wieder weggelaufen sind, weil Sie nichts damit anzufangen wussten. Für die Sozialdemokraten ist es schwierig, und für die Union sofern auch, das merkt man immer bei der Frage danach, was man eigentlich ist. Das merkt man auch bei diesen berühmten Krisensituationen, wenn Sie ehrlich sind, kennen Sie das auch, wenn's schwierig wird in der Union, gibt es irgendjemanden, der die Patriotismusdebatte anfängt. Das Ganze geht drei oder vier Tage und ist von einem entsetzlichen intellektuellen Niveau. Sie kriegen keine vernünftige Patriotismusdebatte hin. Dann gibt es irgendjemanden, der sagt, was ist eigentlich heute noch konservativ? Auch das endet im Nichts. Was ist konservativ, Sie wissen es nicht mehr so richtig.

Ich fand das zum Beispiel bezeichnend am Wahlprogramm der CDU im letzten Jahr, dass man, wenn man sich das ansah, doch ein bisschen verblüfft war in einer Zeit, in einer Gesellschaft, in der eigentlich in der Tat eine konservative Grundströmung durchaus vorhanden ist. Auch bei jungen Leuten, ich krieg das ja als langjähriger Dozent an der Uni mit. Und eine solch starke, im Grunde genommen konservative Mentalität in dem Sinne, dass man sich wirklich eigentlich ein Leben lang binden möchte, gab es zuvor selten. Ob es klappt: etwa der Bund fürs Leben, ist natürlich unklar, aber man möchte es jetzt wieder. Man möchte nicht wie irgendwelche 68er Eltern leben, mal hier mal dort. Und man möchte irgendwo Geborgenheit haben, in Gemeinschaften. Man möchte auch eine Ordnung hineinkriegen. Ich bin noch so groß geworden an der Uni, als ich selbst noch Student war, dass ich studieren wollte, wie ich konnte, durfte, wie ich wollte und war nicht durch irgendwelche Studienordnungen gebunden sein. Das wollen die heutigen Studenten nicht, sondern klare Ansagen, und dann wird das so gemacht.

Es gibt eine konservative Grundmentalität, aber die CDU hat keine politische Deutung dafür. Das fand ich so bemerkenswert, weil dieses Wahlprogramm wirklich technokratisch war. Es ist von Werten nicht die Rede dort. Die CDU ist deshalb in den 50er Jahren und auch danach so erfolgreich gewesen, weil sie auf dieser Ebene der Werte besonders homogen war und besonders stark ausstrahlen konnte in die Gesellschaft, weil man eben für Heimat, für Religion, für die Nation, auch für den Staat, für die Ehe, für die Kirche und so weiter gewesen ist. Und das, glaube ich, kriegen Sie nicht mehr hin. Genau in diesem Bereich sind die zentrifugalen Kräfte so hoch wie in den späten 70er und frühen 80er Jahren bei der SPD in der Öko-Frage. Die einen waren für Atomkraftwerke, die anderen dagegen.

Hier bei Ihnen in diesem Raum, glaube ich, würden Sie sich schnell einigen, dass das alles weiterhin die wichtigsten Werte überhaupt sind. Wenn ich bei den Doktorandinnen und Doktoranden der Adenauer-Stiftung ein Referat halte, dann weiß ich ganz genau, es gibt immer eine Diskussion und dann weiß ich, ich kann mich eine halbe Stunde zurücklehnen, da geht's um die Familienpolitik und um die Frauenfrage. Da ist irgendeine Adenauer-Stipendiatin Doktorandin, die sagt, „ich komme aus einem bürgerlichen Haus

und meine Eltern haben immer CDU gewählt und eigentlich ist die CDU auch eine Partei, die ich gut finde. Aber ich hab letztes Mal die Grünen gewählt, weil ich einfach mit der Familienpolitik der CDU nichts anfangen kann“, weil sie eben auch dafür ist, für KITA und so weiter. Sofort schreit irgendein 27-Jähriger von der Jungen CDU auf und sagt, du kannst doch deine Kinder nicht in die KITA schicken, da krakeln die die Wände hoch. Da gibt es sofort eine Debatte, genauso wie Sie es auch von der FAZ kennen, aus den Leserbriefspalten, wo es immer eine Debatte innerhalb Ihres Lagers darüber gibt, wie man mit den Kindern umgeht, bevor sie sechs Jahre alt sind.

Es heißt also, diese Frage, eine Wertefrage, eine kulturelle Frage spaltet das christdemokratische Lager komplett auf. Das gilt natürlich auch für die Ehe. Sie dürfen mich jetzt nicht gleich geißeln, aber natürlich ist es auch im christdemokratischen Lager, bei ihren Kindern oder Enkeln so, dass der voreheliche Beischlaf praktiziert wird. Für große Teile von Ihnen ist das aber immer noch eine Sache, die einfach nicht geht. Ähnliche unionsinterne Differenzen gibt es auch bei den Fragen nach Heimat, der Frage nach Sesshaftigkeit und Mobilität: Die einen sagen, wozu Nation, das interessiert mich überhaupt nicht mehr. Wir sind inzwischen europäisch, wir leben in einer globalisierten Welt, ich muss morgen nach Rio, übermorgen nach Paris. Für die anderen, für große Teile von Ihnen, ist es wichtig, dass Sie wissen, wo Ihre Heimat ist. Oder viele von ihnen werden sehr sparsam sein, andere aus den jüngeren Bereichen agieren sehr hedonistisch. Also ein bisschen überspitzt ich jetzt natürlich, aber es gab jahrzehntelang, gerade in konservativ-kirchlichen Bereichen ein stabiles Set von Werten, die nicht hinterfragt worden sind. Und genau diese Werte etwa bei der Familien- und Frauenpolitik werden nun hinterfragt. Ich bin häufig bei der Adenauer-Stiftung, ich mache jede Wette, dass diese Diskussion ungefähr so nach 55 Minuten anfängt und dann erbittert läuft. Das finden Sie natürlich bei den Grünen und den Jusos nicht, weil die alle meinen, die Kinder müssen in die KITA.

In diesen Bereichen ist es für die SPD und für die Grünen etwas einfacher, und deswegen ist die Wertefrage für Sie relativ schwierig geworden, und man spürt das ja auch. Insofern kann man auch sagen, natürlich sind die Werte, ist der Sinnstoff, sind die Klammern, der Zement, den man immer braucht für große heterogene Parteien in der Union weniger geworden, und

deswegen hat die CDU ja auch Probleme, deswegen ist sie inzwischen bei 35 Prozent bei den Wahlen angelangt, weil irgendetwas nicht mehr so recht funktioniert. Das müssen Sie, glaube ich, schon so deutlich sehen. (Die Sozialdemokraten dagegen haben das Problem, dass ihnen wirklich Industriearbeiter weglaufen.) Wenn man sich das Wahlergebnis von 2005 ansieht, wo die CDU besonders schlecht abgeschnitten hat: unter 30 Prozent im Dienstleistungsbereich der gesamten Republik, unter 30 Prozent bei Frauen bis 44, unter 30 Prozent bei den jungen Leuten bis 34. Besonders schlecht bei den übrigens so genannten Hochgebildeten.

Die Union ist inzwischen tatsächlich eine Partei der Ungebildeten geworden, nicht bei Ihnen, also den Älteren. Bei Ihnen wird immer noch eine ganze Reihe sein, die die Buddenbrooks kennen, aber innerhalb der Wählerschaft ist die CDU besonders ungebildet. Die Sozialdemokraten haben Sie überholt, die Grünen sowieso. Die Grünen sind de facto die Partei der Hochgebildeten, die im öffentlichen Dienst sind, viel Geld verdienen und drei Mal im Jahr weite Urlaubsflüge machen. Die CDU ist es nicht mehr, und insofern gibt es genau in diesem Sektor diese großen Probleme, die nicht einfach mehr zu lösen sind wie noch in den 50er Jahren. Für die Sozialdemokraten gilt das auf eine ganz andere Weise, aber natürlich ähnlich. Insofern kann man durchaus sagen, die Volksparteien, das ist bald vorbei, sie sind zwar nicht in einer großen Krise. Der Verschleiß ist ja nicht so ein Zusammenbruch wie in Italien oder auch nicht wie in den Beneluxländern, wo die Christdemokratie, wie beispielsweise in den Niederlanden, irgendwann mal auf 15 bis 16 Prozent runtergedrückt wurde. In Belgien ist es ähnlich, in Frankreich sind sie ganz verschwunden. So ist es hier ja nicht. Das sieht man auch auf der Länderebene, wo es kein Problem ist, wieder über die 40 Prozent zu kommen. Aber auf der Bundesebene wird man sich darauf einrichten müssen, dass es zunächst einmal bei 35 Prozent sich eher einpendelt, allmählich sogar noch weiter runter gehen kann, wenn auch die kleinen Parteien keineswegs eine solche Dynamik haben, wie es denn sein müsste, damit es zu einer völligen Neuordnung des Parteiensystems kommt.

Ich würde immer sagen, man muss das nicht als Katastrophe sehen, die Existenz von Volksparteien ist eigentlich eine historische Ausnahmesituation,





### Schloss Martfeld

sowohl in Deutschland als auch insgesamt in Europa. Im Grunde genommen gab es sie nur zwischen den 50er und 80er Jahren hier in Deutschland, in Europa noch viel, viel weniger. Das hängt natürlich mit den sehr schönen Zeiten des ökonomischen Wachstums zusammen; nur so konnte man alle Gruppen auch materiell befrieden. Darin war Adenauer ein Meister, Willy Brandt auch. Die haben sich das auch manchmal sehr leicht gemacht, indem sie wirklich ordentlich Wahlgeschenke verteilt haben. Aus diesem Grund konnten Volksparteien auch reüssieren. Es war auch eine Zeit mit großen kollektiven Organisationen, die funktionierten, Kirchen und Gewerkschaften.

Dann kann das Parteiensystem aber auch nicht so bleiben, wie es einmal war. Wenn die 70er Jahre verabschiedet werden, muss auch das Parteiensystem der 70er Jahre verabschiedet werden, was ja hoch konzentriert auf diese drei Parteien, auch auf die beiden Volksparteien war. Auch das aber ist noch kein Unglück, wir sehen das ja auch in anderen Ländern. Da gibt es die Reformländer, wo man ganze Heerscharen hinschickt, damit sie schauen, was man davon vielleicht übernehmen könnte. Die haben ja alle oft 10, 11, 12 Parteien, und das hat dann trotzdem funktioniert. Also es gibt nicht zwingend eine Katastrophe oder Weimarer Verhältnisse, nur weil es mehr Parteien gibt.

Aber andererseits muss man das auch nicht mit großer Beglückung sehen, weil – ich glaube schon, dass man das festhalten kann –, die Zeit, da wir diese erfolgreich integrierenden und auch manchmal die Konflikte partizipierenden Volksparteien hatten, in diesem unglücklichen 20. Jahrhundert, sicherlich die glücklichsten Jahre waren.

Vielen Dank!



